

„... Was sollen wir tun?“

Als eine „wahrhaft elementare Frage“ hat G. Gloege einmal diese Frage bezeichnet. Sie sei nicht identisch mit Luthers Frage nach dem gnädigen Gott, stehe aber doch damit in Verbindung, weil sich in ihr die Frage nach der Rechtfertigung des Menschen verberge¹). Sie stammt aus der Pfingstgeschichte. In dieser Frage signalisiert sich das Gerufensein, aber auch das Fragen nach dem Ruf, nach dem Auftrag in der christlichen Kirche.

I.

Das Tun und Wirken, dieser Grundtrieb des Menschen, hat heute anscheinend eine besondere Qualität bekommen. Wir leben in einem Zeitalter besonderer Aktivität. Von Anfang an ist ja der Mensch aufs Tun angelegt. Dazu wird er bei der Schöpfung gesegnet, daß er sich die Erde untertan mache, daß er den Garten Gottes bebaue und bewahre. Und wenn es um die Frage des wirklichen Lebens geht, wehrt auch Jesus die Frage nicht ab: „Was muß ich t u n , daß ich das ewige Leben ererbe?“

Die heutige Generation scheint in gesteigertem Maße erfaßt zu sein von der Faszination des Tuns, wenn es gilt, neue Räume im unendlich Großen und im unendlich Kleinen zu entdecken. Sie wird freilich auch verfolgt von der Zweideutigkeit, ja der Unseligkeit, die dem menschlichen Tun anhaften kann, wenn etwa die Medizin, getrieben, um das Leben zu retten und zu verlängern, gleichzeitig das fast unüberwindliche Problem der Bevölkerungsexplosion schafft. Dieser Drang des Tuns empfängt noch seine besondere Note dadurch, daß er heute als der Wettlauf zum Jahre 2000 erscheint. Es gibt Dutzende von Zukunftsbüchern, die diesen Wettlauf beschreiben. Eine Unruhe, wie sie übrigens auch um das Jahr 1000 die Menschen erfaßt hat, macht sich bemerkbar. Wie, wenn das, was wir heute erleben, erst der Anfang dieser Unruhe wäre, das Vorzeichen noch viel größerer und tieferer Unruhen, wie sie vielleicht entstehen könnten als Hunger-Unruhen und -Explosionen, die viele ab 1975 erwarten?

Natürlich machen auch wir mit in den großen und kleinen Aktionen in Kirche und Gesellschaft: Aktion „Brot für die Welt“, Aktion 365, Aktion 450, Aktion „Sonntagsdienst der Jugend“. Aber was hat eigentlich in diesem Wandel der Welt, in dem rasanten Fortschritt von Wissenschaft und Technik ein Theologe zu tun mit der alten Bibel? Was hat er in diesem Pluralismus kräftiger geistiger Stöße, die heute die Welt erschüttern und nicht nur inter-

¹ G. Gloege, die Grundfrage der Reformation heute. Kerygma und Dogma 1966, 1 ff.

pretieren, sondern verändern wollen, noch zu bieten mit dem Wort von Jesus von Nazareth? Eine Untersuchung der Evangelischen Studentengemeinde aus der letzten Zeit glaubte feststellen zu müssen, „daß der früher gepflegte Rückbezug auf die Autorität des biblischen Wortes, des Bekenntnisses und der Liturgie nicht mehr weiterhilft“. Es ist verständlich, daß viele wie in verzweifelter Anlauf die Moderne zu überholen versuchen, um auch dabei zu sein – heute wird sie vielfach links überholt, während es früher mehr rechts geschah. Aber die berühmte „heraushängende Zunge“, die Tucholski einmal als Kennzeichen der so mitlaufenden Kirchen beschrieben hat, ist ja nun auch nicht ein befriedigendes Ergebnis und vermag das Gefühl des Aufs-Abstellgleis-Geratens, der leisen Unsicherheit und der Resignation nicht zu überwinden. Was sollen wir tun?

Eine vor kurzem gemachte Reise zum Besuch der Ev.-Luth. Kirche in Neuguinea hat mir folgende Erfahrung gebracht: In dieser wachsenden Kirche am Ende der Erde, die lebendige Mission treibt, aber auch um ihr Leben ständig ringen muß, erscheint unsere Frage in einem ganz anderen Licht. Die Missionare, die seit 1886 nach Neuguinea gingen, wußten, was sie zu tun hatten: „So wisse nun das ganze Haus Israel – auch das Volk in Neuguinea – gewiß, daß Gott diesen Jesus, den Ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christus gemacht hat“ (Apg. 2,36). Die Gottesherrschaft des Heilands Jesus Christus muß in den Kampf der Geister und Mächte hineingesagt und hineinvertreten werden. Daraus aber erkennen nun auch die Hörer – und wir haben das an den Augen der Heiden geradezu ablesen können –, was sie tun müssen: „umkehren, sich taufen und sich retten lassen von diesem verkehrten Geschlecht“ (2, 38.40) zu einem neuen Menschsein. Und wenn man dann als Gemeinde existieren will in den Wogen des Aberglaubens und des Säkularismus und immer neuer Ideologien, die diese Länder dort ebenso durchziehen wie bei uns, dann muß man „bleiben in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet“ (2, 42).

Das Bleiben aber wirkt sich aus in der Lebensgestaltung der Menschen, in ihrem Denken und Arbeiten, bis hin zu dem, was man „Entwicklungshilfe“ nennt, die dort in diesem Volk organisch entfaltet wird, und zwar so, daß die Menschen wirklich selber beteiligt sind. Und ebenso schafft das Evangelium den Einzug des Friedens in das Land. In den vielen Demonstrationen und Programmen für den Frieden, die in der letzten Zeit bei uns laut wurden, hat mich ein kurzer einfacher Bericht des Neuguinea-Missionars Wacke begleitet, wie aus der Verkündigung des Christusfriedens der Friede unter den Menschen, zwischen den Stämmen und Dörfern folgt. „Ich gedenke noch heute mit großer Dankbarkeit gegen Gott des Augenblicks, als ich das erstmal zwei kleine Jungen allein von dem einen Dorf zum anderen gehen sah, ohne be-

waffneten Schutz; denn jetzt wußte ich, daß die Leute einander trauten, daß sie an den geschlossenen Frieden glaubten.“

Man kann sich mit dem Christenglauben heute in der sogenannten säkularisierten Welt oft sehr verloren vorkommen. Aber Gott hat ebenso viele Stellen in der Welt – Neuguinea gehört dazu –, wo er seine Zeichen gibt, daß er am Werk ist. Wir sollten uns diesen Erfahrungen nicht verschließen, sondern uns ihnen öffnen, auch die Gemeinden dafür öffnen, auch die Kinder in der Schule. Und wenn einer aus unserem Kreis sich in solchen Missionsdienst rufen läßt, dann kann das auch ein Zeichen sein für die ganze Kirche. Der anglikanische Bischof Stephen Neill nennt Mission und Ökumenik die ideale Brücke hin zur gesamten christlichen, aber auch zur nichtchristlichen Welt, die uns hilft gegen eine mitteleuropäische Introvertiertheit. Und Prof. Gensichen in Heidelberg bemerkt einmal angesichts solcher Introvertiertheit beinahe bitter, wie bei uns gerade die profiliertesten und faszinierendsten dogmatischen Entwürfe eine Theologie der Säkularisierung es fertig bringen, die gesamte nicht-abendländische Menschheit mit ihren Hunderten von Millionen, die doch nach wie vor in ihrer angestammten Religion fest verwurzelt sind, mit souveränem Stillschweigen zu behandeln; und er fragt, „ob denn abendländischer Provinzialismus zur theologischen Tugend geworden sei!“ Dabei ginge es doch gerade heute um das wenigstens flüchtige Zur-Kennntnis-nehmen einer Welt, die an den Entscheidungen für morgen jedenfalls wesentlich beteiligt ist.

Aber sind wir, wenn es um das Tun des Menschen geht, nicht gerade mit der reformatorischen, der lutherischen Theologie in einer besonderen kritischen Lage? Es ist ihr vielfach vorgeworfen worden, daß sie für das Tun des Menschen, für seine Ethik gar nicht den entsprechenden Ort habe. „Es ist doch unser Tun umsonst auch in dem besten Leben“ – was soll man heute mit diesem depressiven Wort anfangen? Oder nehmen wir die vier „Allein-Formeln“ der Reformation: Christus allein – die Heilige Schrift allein – allein aus Gnaden – allein aus Glauben! Nirgends ist richtig die Rede vom Tun des Menschen!

II.

Wir können hier nur andeutend davon reden: Wenn es wirklich darum geht die Wahrheit zu tun (Joh. 3,21), dann wird gerade durch die reformatorische Theologie das Tun des Menschen in das Licht der vollen Wahrheit gerückt! Nach Gerhard Ebeling „hat das Unheil des Menschen gerade in dessen Stärke seine Wurzel. Sünde ist der Wahn, primär und letztlich nur Täter zu sein. Das ist Unglaube: nicht Hörer, sondern nur Täter sein zu wollen, statt das Tun durch das Hören sowohl zu bändigen als auch erst zur wahren Frei-

heit zu entbinden. Sonst ist der Mensch nicht Herr seines Tuns, sondern Sklave seiner Werke.“ Manchmal denke ich, daß die Theologen gerade den Menschen heute etwas schuldig bleiben, weil sie nicht deutlich genug von dem reden, was die Bibel Sünde heißt: dies ohne Gott und gegen Gott sein wollen wie Gott! Dürfen wir uns wundern, wenn wir dann auch nicht klar vom Heil reden können und vom neuen Gehorsam? Genau besehen folgt doch gerade aus der Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden allein durch den Glauben auch die Befreiung des Menschen zu seinem Tun, gewiß nicht zu Gottgleichem, aber zum menschlichen Tun, wenn ich eben nicht die Seligkeit damit erwerbe, wenn ich nicht „sonderliche Heiligkeit in meinen Werken suchen muß“ (Luther), sondern wenn gilt: „Wir sind sein Werk, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken, daß wir darin wandeln sollen“ (Eph. 2, 10).

Gerade darin könnte ja wohl auch ein Mensch vor der Verzweiflung bewahrt werden, in die gerade den, der nach dem Gott-gleichen Tun strebt, oft sein vergebliches Tun stürzt. Der Historiker Golo Mann hat in einem Vortrag über „Deutsche und Juden – ein ungelöstes Problem“ fast etwas wie ein Bekenntnis abgelegt: „Wer die dreißiger und vierziger Jahre als Deutscher durchlebt hat, der kann seiner Nation nie mehr völlig trauen. Der kann der Demokratie so wenig völlig trauen wie einer anderen Staatsform. Der kann dem Menschen überhaupt nicht mehr völlig trauen und am wenigsten dem, was Optimisten früher den Sinn der Geschichte nannten. Er wird, wie sehr er sich auch Mühe geben mag und soll, in tiefster Seele traurig bleiben, bis er stirbt.“ Man möchte zu ihm und manchem anderen sagen: Du hast einen tiefen Einblick getan in das böse, fragwürdige Tun des Menschen; aber warum hörst du nicht dazu die Rechtfertigungsbotschaft, die dich freimachen könnte, mitten in solchem Mißtrauen gegen alles, was um uns herum und in uns ist, und trotz allem zu wirken? So wie es ein anderer vor kurzem gesagt hat: „Wenn ich den Frieden Gottes nicht glaubte, dann wäre mir der Friede der Zukunft, an dem ich arbeite, nicht mehr als ein Schatten über dem Abgrund!“ (C. Fr. v. Weizsäcker).

Gerade mit solchem aus der Rechtfertigungsbotschaft gewonnenen Verständnis werden wohl auch alle Variationen und Differenzierungen des Tuns aufgenommen und an die rechte Stelle gesetzt, seine Kontrapunkte, auch sein Gegenteil, das heute leicht vergessen und verdrängt wird, nämlich das Leiden, das Opfer und das Sterben, dies letzte Tun oder Nicht-mehr-Tun des Menschen. Heute versteht man all dies leicht nur als Gegensatz zum Tun und drängt es schnell auf die Seite. Aber hören wir bitte einmal da hinein die vier „Allein-Formeln“ der Reformation! Wenn gilt: Christus allein, dann wird das Tun anderswoher qualifiziert als nur nach der Leistung, dann muß man

nicht ein trügerisches Bild des Menschen aufbauen, der ja doch nicht nur aus Leistung besteht, sondern auch aus Krankheit und Schwachheit und Schuld und Tod! Dann darf man von Jesus Christus reden, der auch das Bruchstück unseres Lebens vollbracht und zurechtgebracht hat. Woher kommt es eigentlich, daß heute Ernst Bloch ernsthafter nach dem Tode fragt als vielfach wir Theologen? „Wie drängt man die letzte Angst von sich ab?“ fragt Ernst Bloch. Fordert er nicht uns heraus, so deutlich wie möglich das Wort von dem Christus zu sagen, der dem Tode die Macht genommen hat? Auch in der heutigen, so aktiven Gesellschaft stehen ja doch auch nicht nur die Tätigen und Gesunden da, sondern Millionen von alten und leidenden und hilflosen Menschen. Wer hilft ihnen zum Glauben an den Herrn, der Leben und Tod in seinen Händen hält und die letzte Angst nicht nur verdrängt, sondern überwindet? Und wenn gilt: die Heilige Schrift allein, dann wird unser Tun herausgenommen aus der Willkür und hineingezogen in das Hören, „daß ich höre wie ein Jünger“. Es geht nicht mehr einfach wie ein Schuß ins Dunkle, sondern es wird zum Gehorchen und zur Nachfolge und lebt aus dem Fragen nach dem Willen Gottes. Wenn gilt: Gnade allein, dann hat Gott immer schon längst angefangen und das Entscheidende getan. Dann erscheint unser Tun als Folgen auf einem Weg, wo schon Fußstapfen vorausgegangen sind; dann gibt es sogar eine Heilung des falschen und des halbrichtigen Tuns und ein Zurechtbringen von falschen Schritten. Dann gibt es Vergebung, und dann ist die mühsame Arbeit des Wegnehmens der Sünde eine der grundlegenden Tätigkeiten, ein Tun, von dem die Welt lebt. Wenn endlich gilt: allein aus Glauben, dann ist auch das Leben der Hunderttausende von namenlosen Christen nicht umsonst, die auf scheinbar hoffnungslosem Posten stehen oder irgendwo elend zugrunde gehen. Dann lohnt es sich, einmal auch gegen den Strom zu schwimmen und bei dem Gebot Gottes zu bleiben, das heute vielfach so hoffnungslos unmodern und verachtet erscheint. Dann hat das Opfer, der Verzicht, das Leiden einen Sinn – und das Gebet!

Diese reformatorische Befreiung des menschlichen Tuns von allem Nimbus und Ruhm besonderer Leistung und Heiligkeit, aber auch von der Unseligkeit der Verzweiflung rückt auch die großen weltweiten Aufgaben ins rechte Licht, vor denen die Christenheit heute steht. Denken wir an das große Programm, das bezeichnet ist durch die 1966 gehaltene Genfer Konferenz „Kirche und Gesellschaft“, an die päpstliche Enzyklika „Populorum progressio“ und an die Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Uppsala im Juli, deren dritte Sektion sich mit der wirtschaftlichen und sozialen Weiterentwicklung befassen wird und deren vierte Sektion das Thema hat: „Auf dem Weg zu Gerechtigkeit und Frieden in internationalen Angelegenheiten“. Überhaupt müssen wir diese Vollversammlung, die wohl einen kritischen

Augenblick in der Geschichte der Ökumene darstellt, in unsere Gedanken und Gebete aufnehmen. Ein lutherischer Christ wird beim Blick auf die vielen großen sozialen Probleme heute etwas lernen müssen vom Elan der anderen. Die Christen sollen nicht die Statisten, sondern die Dynamisten der Weltgeschichte sein – so ruft Richard Shaull aus, ein Vertreter der Theologie der Revolution. „Der Christ als Rebell“ – so heißt das letzte Buch von Harvey Cox. Man soll das hören – wobei wir freilich das Neue Testament nicht ausschalten können, das die dynamis theou zusammenbindet mit dem rettenden Evangelium von Jesus Christus (Röm. 1, 16).

Ebenso werde ich sehr nachdenklich, wenn heute über den großen sozialen Konzeptionen der barmherzige Samariter eine unvollkommene Figur wird, über die wir weit hinauskommen müssen, weil er zwar den unter die Mörder Gefallenen aufhob, aber nicht das ganze Gebiet zwischen Jerusalem und Jericho von Räubern gesäubert und nicht durchgreifende Maßnahmen zum Schutz der Bevölkerung ergriffen hat. In diesen Tagen erhielt ich einen bewegenden Bericht aus Biafra. Einer unserer Amtsbrüder ist unlängst dorthin geflogen, um Lebensmittel und Arzneien hinzubringen. „Der Krieg wird weitergehen“, so sagt er, „mit englischen Granaten, mit russischen Flugzeugen und ägyptischen Piloten wird der Tod weiter ernten. Mit Antibiotika, Verbandmaterial, Protein-Nahrung werden wir versuchen, die Zahl der Opfer zu verringern, den Amputierten etwas Erleichterung zu verschaffen . . . Ein Satz eines jungen schwarzen Arztes, vier Semester Vertrauensstudent in Heidelberg, läßt mich nicht los: Lassen Sie uns nicht sterben!“ Da gibt es keine großen strategischen Planungen, aber der barmherzige Samariter ist auf dem Weg. Und wir sollen hören: Gehe hin und tue desgleichen! Es können sich nämlich gerade von da aus oft die großen Planungen entwickeln, wofür es auch Beispiele gibt. „Siehe, Ich mache alles neu“ ist das Thema der Vollversammlung in Uppsala. Es wird nicht heruntergesetzt oder zerbrochen durch das Wort: „Es ist doch unser Tun umsonst auch in dem besten Leben“. Aber gerade die lutherische Theologie treibt uns dazu, das Subjekt nicht zu vergessen: „I c h mache alles neu!“

III.

Was sollen wir denn überhaupt tun für Kirche und Welt von m o r g e n ? Es ist erstaunlich, wie sehr uns dieses Morgen beschäftigt. Günter Jacob hat vor kurzem einen Aufsatz veröffentlicht: „Die Zukunft der Kirche in der Welt des Jahres 1985“. Sein Ausgangspunkt – beinahe möchte ich sagen: sein Dogma – ist der Satz von der fortschreitenden konsequenten Säkularisierung auf dem ganzen Planeten. Die Welt des Jahres 1985 wird im Osten wie im Westen weithin als säkularisierte und technisierte Welt gekennzeichnet

sein. Der weltweite Säkularisierungsprozeß hat das Absterben der Religionen und ihrer Aktivitäten zur Folge und kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Daraus leitet Jacob seine Voraussagen ab: Schrumpfung, ja Aufhören des bisherigen Kirchentums. Und viele sehr ernste Beobachtungen im Osten, denen man nicht widersprechen kann, stützen ihn. Er folgert weiter für die Vorbereitung auf diese Lage: Der Pfarrer muß einen anderen Beruf erlernt haben, ehe er ordiniert wird. Es muß die Arbeit in kleinen Gruppen begonnen werden und schon jetzt sollten junge Menschen ausgebildet werden für die Arbeit in Freizeiten und Gruppen. – So genau, wie Günter Jacob es in diesem Aufsatz beschreibt, weiß ich vieles nicht. Ich frage mich vor allem: Wie, wenn sein grundlegender Satz von der totalen Säkularisierung der Welt nicht stimmt? Der Satz vom Aussterben der Religionen stimmt ja beispielsweise nicht einmal in Rußland! Wie, wenn die Religion bliebe, oder wenn an die Stelle der alten neue Religionen treten, wie das doch vielfach geschieht in unserem Zeitalter, das nach meiner Sicht nicht nur eines der Säkularisierung ist, sondern einer neuen Religionisierung oder, wenn man es so nennen will, eine Welt neuer Götter?

Aber eines bleibt gewiß: Die Kirche drüben ist uns zum Nachdenken darüber gesetzt, wie es mit der Kirche von morgen auch bei uns sein kann. Darum ist die Kommunikation mit den Brüdern drüben auch für uns lebenswichtig. Über diese Kommunikation ist in der letzten Zeit in der Evangelischen Kirche in Deutschland wie in der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschland wieder viel verhandelt worden. Die weitere Aufspaltung der Evangelischen Kirche in Deutschland, auch der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands und der Evangelischen Kirche der Union wurde da und dort diskutiert. Die neue Verfassung der DDR hat Fragen in dieser Hinsicht entstehen lassen, aber auch in der Kirche selbst sind sie neu erwacht. Ich erinnere an Luthers Wort, daß nicht wir es sind, die die Kirche erhalten. Unsere Väter sind es nicht gewesen und unsere Enkel werden es auch nicht sein, sondern der ist es, der gesagt hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“ Hier liegt das Maß, aber auch die Freiheit zur weiteren Gemeinsamkeit.

Eines wird für hüten und drüben gelten: Wir müssen neu Ernst machen mit der Diaspora-Existenz der Kirche in der Welt. In den letzten Jahren, vor allem seit dem II. Vatikanischen Konzil, war viel von der Kirche als dem Volke Gottes unter den Völkern die Rede: Kirche als Anfängerin der neuen Menschheit Gottes, Kirche für die Völker. In dem gleichen Augenblick aber wird nun auch die Diaspora-Existenz der Kirche immer deutlicher spürbar. Das Volk Gottes unter den Völkern ist zugleich in der Zerstreuung und in der Fremde unter diesen Völkern. Und alle Versuche einer Konversion zur Welt und der

Anpassung an die Welt, die gleichzeitig gemacht werden, vermögen darüber nicht hinwegzutauschen. Dies ist der Hintergrund, auf dem die vielbesprochene Sammlung der Christenheit heute sich vollzieht – ich könnte auch sagen: dies ist die andere Seite des ökumenischen Gesprächs. Die christliche Ökumene sammelt sich inmitten einer wachsenden nicht-christlichen Ökumene. Und das Jahrhundert der Sammlung der Christenheit war bisher zugleich auch das Jahrhundert ihrer größten Verfolgungen.

Sehen wir in diesem Lichte auch das in vielem sich wandelnde Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche bei uns! Vielfach sind es ja genau dieselben Probleme hier wie dort, die immer wieder sich sammeln in der Frage, die einmal ein katholischer Bischof mir gestellt hat: Wie kann man heute glauben? Keine Kirche ist der sichere Hafen, in den man sich einfach zurückziehen kann. Jede ist ein Teil des Volkes Gottes auf dem Wege. Das Wort von der Rückkehr zur Mutterkirche ist deshalb heute zurückgetreten. Der gemeinsame Vaterunser-Text, dieses kleine, aber mit überraschender Resonanz aufgenommene Zeichen kann wohl als in diese Situation hineinpassend verstanden werden. Auf dem Wege, wo wir nebeneinandergehen und wo vieles bleibt, was uns trennt, sollen wir doch einander mitteilen, was jedem gegeben ist. Keinesfalls gilt es, die Reformation preiszugeben. Aber es ist ebensowenig unser Auftrag, die Reformation für uns zu behalten. Wer wird das Wahrheitszeugnis des Evangeliums heute am klarsten ausrichten, so daß andere gewonnen werden?, dies – in einer etwas freien Übersetzung von Eph. 4, 15: „Laßt uns das Wahrheitszeugnis ausrichten in der Liebe“ – ist die reformatorische Frage an uns alle.

Was bedeutet in diesem Zusammenhang das Thema „Kirchenreform“, um die man sich heute in zahlreichen Kommissionen und Gruppen bemüht? Ich habe schon einige Male ausgesprochen: Es ist ein Unterschied zwischen Kirchenreform und Reformation. Wir sollten über allen Thesen zur Kirchenreform, die heute aufgestellt werden, die 95 Thesen der Reformation nicht vergessen, deren erste von der Buße, von der Umkehr spricht als die grundlegende Antwort auf die Frage: Was sollen wir tun? Aber warum sollte nicht dieser und jener Schritt der Umkehr sich auch in der Weise der Kirchenreform vollziehen können? Als „Exodus“ werden die hier notwendigen Schritte der Kirche heute bezeichnet. Auszug – das ist ja auch Diaspora – aus den bisherigen Formen „von den Fleischtöpfen Ägyptens“ weg, aus den bisherigen Bindungen an Staat und Kirche. Wir müssen über all das ernsthaft nachdenken, sollten dabei freilich uns selber mit unserer gesicherten Existenz nicht vom Exodus dispensieren. Wir sollten auch weiter bedenken, daß auch das Volk Gottes in der Wüste seine Ordnungen und seine Gliederung hat (vgl. Ex. 18). Und es wurde gesammelt unter dem Gebot und unter dem Bund

Gottes als ein heiliges Volk für alle Völker (Ex. 19, 57). Es empfing Manna in der Wüste und Wasser aus dem Felsen, um existieren zu können. Und zu seinem Exodus gehört doch wohl – wenn man nicht mit 5. Mose aufhört, sondern noch in das Buch Josua hineinschaut – das neue verheißene Land. Wie heißt es gegen Ende dieses Buches von der Landnahme: „Und es fehlte nichts an allem Guten, das der Herr dem Hause Israel verheißten hatte. Es kam alles! (Jos. 21, 45). Warum ich darauf hinweise? Weil es auch im Exodus nicht um die Fremde als solche, sondern in der Fremde um das Zuhause-sein des Volkes Gottes geht: „Sie blieben beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet.“

Ich nehme als Beispiel den Gottesdienst, diese alltägliche – ach nur allsonntägliche! – Versammlung des Gottesvolkes. Versuchen wir doch alles, um die Freude zum Gottesdienst, zur Sammlung der Gemeinde Jesu Christi zu wecken! Wozu will der Gottesdienst der Gemeinde Jesu Christi in der Welt dienen? Mir scheint 1. Kor. 14, 25 heute als Leitwort dienen zu können: Wenn da ein Ungläubiger hereinkommt, der würde im Gottesdienst von ihnen gestraft und gerichtet und also würde das Verborgene seines Herzens offenbar und er würde also fallen auf sein Angesicht, Gott anbeten und bekennen, daß Gott wahrhaftig unter euch sei!“ Wenn das gelten soll, dann muß sich im Gottesdienst auch das Leben der Gemeinde in seiner Vielfalt ausdrücken. Manchmal ist es mir heute, wo es fast nur den sonntäglichen Hauptgottesdienst gibt, geradezu eine Anfechtung, daß unser gottesdienstliches Leben weithin nur auf diese Form zusammengeschrumpft ist. Und nun kommt auf einmal die Forderung nach Diskussion im Gottesdienst auf uns zu! Wie ich über die Forderung politischer Diskussionen im Gottesdienst denke, habe ich in einer Kanzelabkündigung in München dargelegt, die dann auch weiter verbreitet wurde. Im sonntäglichen Hauptgottesdienst möchte ich dieser Diskussion nicht Raum geben. Die Erfahrung zeigt, daß es dabei meist um Deklamationen oder um Monologe geht. Aber die Forderung an uns alle sollen wir hören, daß wir die Predigt selber mehr dialogisch gestalten. Hier ist unserem Bemühen keine Grenze gesetzt. Und haben wir nicht Gottesdienstformen mit Möglichkeiten des echten Gesprächs, des Dialogs aus der Schrift und unter der Schrift (Apg. 17,2)?

IV.

Wir können und dürfen die Augen nicht verschließen vor den besonderen Anfechtungen, denen der Christenglaube heute ausgesetzt ist und die nach dem Dialog verlangen, nach einem Dialog in der Kraft der Gemeinschaft. Es soll doch nach Luther „kein Mensch allein sein gegen den Satan. Dazu hat Gott

die Kirche eingesetzt und das Amt des Wortes, daß man die Hände zusammenue und helfe einander“.

Anfechtung – das ist Angriff auf den Glauben: auf den Glauben Abrahams (Gen. 22) bei der Opferung Isaaks; auf den Glauben Jesu (Matth. 4) bei der Versuchung; auf den Glauben einer Gemeinde, die müde werden will wie etwa 1. Petr. 1,6 ff.; 4, 12 ff.

Symptome dieser starken Anfechtung heute gibt es mancherlei. Sie werden sichtbar in dem Ringen der theologischen, besser: der glaubensmäßigen Richtungen bei uns, etwa auch in dem seltsamen Aufflammen und Verlöschen des „Glaubens“ in manchen Richtungen. Wie kommt es doch, daß beinahe alle fünf Jahre eine neue theologische Richtung unter uns wie mit magischer Kraft Jünger an sich zieht, um auf einmal wieder zu verschwinden? Es wird von manchen Fakultäten berichtet, daß ein großer Teil der Studenten sich auf einmal mit der historisch-kritischen Forschung nicht mehr befasse, sondern sich einer Theologie der Revolution in die Arme werfe. In der Fachschaftsleitung einer theologischen Fakultät wurde etwa folgende Konzeption entwickelt: Eingliederung der theologischen Fakultät in die philosophische, da die Methoden ja die gleichen seien. Es dürfe keinen Unterschied zwischen Kirche und Gesellschaft geben; die Kirche sei doch nur Ausdruck der moralischen Substanz der Menschen. Und an die Stelle der Gemeinde solle die Christenheit treten, die sich in die mündig gewordene Welt hinein ausströmt und auflöst.

Wenn ich die Anfechtung selber, die hinter solchen Symptomen oder Äußerungen steht, diesen Angriff auf den Glauben selber heute zu beschreiben versuche, dann ist es doch wohl die ganz nackte Frage: Ist denn alles wirklich und wahr, was in der Heiligen Schrift steht und was ihr sagt? Wer ist der imaginäre Christus, an den ihr glaubt? – so sah die Anfechtung vor 30 Jahren aus. Ist die Bibel wirklich wahr?, ist Gott wirklich und wahr? so lautet sie heute. Die evangelische, übrigens auch die katholische Theologie muß sich der Einsicht stellen, daß die Gottesgewißheit in eine tiefe Krise geraten ist, „daß die Auswirkungen des neuzeitlichen Atheismus uns wohl in vollem Maße erst noch bevorstehen, der keineswegs bloß von außen die Christen bedroht, sondern gewissermaßen durch die Wände des Herzens auch schon in unser Innerstes eingedrungen ist als etwas Atmosphärisches, dessen Einfluß sich niemand entziehen kann“ (G. Ebeling).

Ganz neu sind freilich diese Fragen nun auch wieder nicht. Sie existieren – seit Gen. 3, wo ein Mensch ohne Gott und gegen Gott sein will wie Gott und selber wissen und bestimmen möchte, was gut und böse ist. Vielleicht geht die Linie heute – man kann das schon bei Nietzsche feststellen – nur noch einen Schritt weiter. Das Seinwollen-wie-Gott äußert sich in der Forderung: Ein anderer Gott darf nicht sein als ich selber, der Mensch. Mensch sein heißt

Gott sein wollen. „Der Mensch ist das grundlegende Verlangen, Gott zu sein“, sagt Sartre. Darum möchte ich fragen: Ist der Glaube jemals ohne Anfechtung, ohne Angriff auf seine Existenz gewesen? Bei Noah nicht, bei Abraham auch nicht! Hebr. 11 mit der ganzen Geschichte von den Zeugen des Glaubens und ihrer Anfechtung steht doch nicht umsonst in der Bibel!

Es ist töricht, Anfechtungen in einem früheren oder späteren Augenblick der Kirchengeschichte miteinander zu vergleichen und sich gewissermaßen heute ihrer Größe zu rühmen. Studieren wir doch die biblische Geschichte, die Kirchengeschichte, die heute leicht abseits liegt! Lesen wir Kierkegaards Lobrede auf Abraham, den Vater des Glaubens, wo anhand von Gen. 22 eine Anfechtung nach der anderen dargestellt wird. „Eines ließ er zurück und eines nahm er mit: Zurück ließ er seinen irdischen Verstand, mit nahm er den Glauben“, sagt Kierkegaard. „Von Abraham gibt es kein Klagelied . . . Ehrwürdiger Vater Abraham, ich werde nie vergessen, daß du in 130 Jahren nicht weiter gelangtest als bis zum Glauben.“

Es sind gerade 70 Jahre, daß Martin Kähler 1898 geschrieben hat: „Die Flut steigt von fünf zu fünf Jahren. Es muß gewiß alles zu Trümmern gehen, was uns des Daseins wert schien . . . mit der einzigen Ausnahme des Evangeliums, das nicht von geschichtlichen Lagen und sozialen Formen abhängt, aber vielleicht von menschlichen Schlacken und Anhängseln befreit werden muß.“ Die Anfechtungsgeschichte läuft nicht allein durch die Welt – das lehrt uns die Kirchengeschichte, sondern sie ist einbezogen in die Gottesgeschichte, die lautet: „Simon, Simon, der Satan hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre“ (Luk. 22, 31 f.).

Bei allen theologischen Fragen heute scheint mir vornehmlich die alte Frage gestellt: Wie verhalten sich Glaube und Denken? Es hat in der Kirchengeschichte mancherlei Verhältnisbestimmungen zwischen diesen beiden Themen gegeben: *credo quia absurdum – credo ut intelligam – cogito ergo sum*, usw., usw. Ob uns nicht heute der Glaube offen machen könnte für die Botschaft von der Erneuerung des Denkens, wie sie durch das ganze Neue Testament geht? Gehört doch das Denken, wenn ich recht sehe, mit zum vornehmsten Tun des Menschen! Auch dieses Tun steht unter all den reformatorischen Urteilen und Erkenntnissen, die ich vorhin nannte. Sollte es dann also nicht auch der Sünde verfallen sein (vgl. Röm. 1, 21 ff.; Eph. 4, 17 ff.; Kol. 1. 21), aber ebenso der Hoffnung der Erlösung anbefohlen werden können? Ich halte es für einen ganz bewegenden Schritt, der erst ganz die Würde des Menschen zeigt, wenn ein moderner Denker wie Rosenstock-Huessy sagen kann: „Auch das Denken muß seine Sünden beichten.“ Man kann es, wenn man Röm. 12,2 gleichzeitig kennt: „Laßt euch verändern in der Erneuerung des

Denkens!“ Wir reden so viel von Erneuerung, warum so wenig von der Erneuerung des Denkens, wo wir doch – an den Heiligen Geist glauben?

V.

Es wäre unwirklich und würde dem Leben widersprechen, wenn sich der Wandel der Zeit und der Generationen nicht auch bei dem Blick auf das Leitbild des Pfarrers bemerkbar machte und wenn dieses Berufsbild nicht auch immer wieder ins Wanken geriete. In Genf haben sich neulich 22 Kandidaten der Theologie geweigert, sich ordinieren zu lassen: „Wir wissen, daß die Kirche Leute braucht, die der Welt etwas zu sagen haben, doch fühlen wir, daß unsere Berufung nicht in dieser Linie liegt. Wir fühlen uns vielmehr dazu berufen, mit der Welt und der Kirche zusammen neue Wege zu suchen. Dies widerspricht aber genau dem, was in der Ordination geschieht.“ Das ist richtig. In der Ordination werde ich verpflichtet und verpflichte mich, im Hören auf Matth. 28, 18–20, Joh. 20, 20 f., auf 2. Kor. 5, 19 ff. „... das Evangelium von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift gegeben und im Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche bezeugt ist, lauter und rein zu predigen, die Sakramente ihrer Einsetzung gemäß zu verwalten, das Beichtgeheimnis unverbrüchlich zu wahren und diesem Auftrag entsprechend zu leben“. Das ist etwas anderes, als mit der Welt und der Kirche neue Wege zu suchen. Das schließt nicht aus, daß einer auf diesem Weg weiter vorne, der andere weiter hinten ist und daß wir einander helfen und aufnehmen. Ich weiß, was es auch hier für Versuchungen und Anfechtungen geben kann. Aber habe ich solche Infragestellung des Dienstes eines Pfarrers nicht schon früher, nicht auch persönlich gehört und erfahren? Es ist mir unvergeßlich, wie ich bei einem Besuch im Krankenhaus gesagt bekam: „Wenn Sie ein Steinklopfer wären, hätten Sie einen nützlicheren Beruf!“ Der Mann hat recht – wenn nicht Apg. 3, 36 gilt: „So wisse nun das ganze Haus Israel gewiß, daß Gott diesen Jesus zu einem Herrn und Christus gemacht hat“. In allen anderen Fällen hätte er recht. Wenn dies aber gilt, dann „schäme dich nicht zu tun, was deines Amtes ist.“

Ich kann, ja ich muß mich als Pfarrer mancher Dinge schämen: daß die Kirche einem bürgerlichen Lebensstil verfallen ist – vielleicht auch ich selber, daß unser Wort müde und theoretisch ist und nicht wirklichkeitsgefüllt. Ich kann auch nicht behaupten, daß ein Pfarrer, der nach dem Pfarrergesetz angestellt ist, selbstverständlich Nachfolger der Apostel Jesu Christi sei. Aber das Amt, der Auftrag kann und will doch durchschlagen auch durch diese menschliche Ordnung. Darum schäme dich nicht der Predigt, die aus dem biblischen Wort schöpft. „Warum meint ihr denn alle fünf Jahre etwas anderes sagen zu müssen?“ hat mich neulich ein Politiker gefragt. „Wißt ihr nicht,

wie die Menschen sich sehnen nach einem gültigen Wort?“ Schäme dich nicht der Unterweisung der Kinder, auch in der neuen Schulform! Es warten viele Kinder und Lehrer darauf, daß wir diese Aufgabe mit neuer Freude tun. Schäme dich nicht, wenn du etwa im Rundfunk eine Morgenfeier halten oder das tägliche „Wort zum Tage“ sprechen sollst. Gewiß soll es gegenwartsnah sein, aber schäme dich nicht, als Christ zu reden! Wieder gebe ich das Anliegen eines Mannes weiter, von dem ich es nie gedacht hätte: „Da warten am Morgen Hunderttausende darauf, daß sie Brot bekommen und nicht bloß eine Verpackung“. Schäme dich nicht der Verwaltung des Sakraments und der mühseligen, aber seligen Arbeit des Wegnehmens der Sünde, d. h. des Wegnehmens dessen, was zwischen Gott und Menschen und was zwischen Menschen untereinander steht!

Ich möchte bei diesem Auftrag bleiben, auch wenn an ihm heute die verschiedensten Kräfte von rechts und links, von vorne und hinten zerren. Ich greife nur eine Frage heraus, die uns heute in der ganzen Evangelischen Kirche in Deutschland sehr beschäftigt. Es ist die Frage nach dem politischen Engagement der Kirche: Notstandsgesetzgebung, Erhaltung und Weiterentwicklung der Demokratie sind wichtige Fragen. Ich werde darin auch meine eigene politische Meinung haben und vertreten. Insbesondere muß die Kirche bis ins politische Leben hinein ihren Mund auftun für den Frieden, für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind. Aber ist unser Kirchengesetz über die politische Betätigung der Pfarrer ganz falsch, wenn es dem Pfarrer die Askese zumutet, daß er um der rechten Ausübung des Dienstes willen, den er allen ohne Ansehen der parteipolitischen Einstellung schuldig ist, in der Öffentlichkeit nicht als Anhänger einer bestimmten politischen Partei oder eines bestimmten politischen Programms hervortreten soll? Gerade weil ich als Pfarrer oft genug in den Riß springen muß zwischen streitenden Menschen und streitenden Parteien, gerade deshalb ist der Talar, das Zeichen des Amtes, das der ganzen Gemeinde dient, nicht das geeignete Gewand bei politischen Demonstrationen.

Soziologie, Politologie, Psychologie und andere Wissenschaften haben ihren wichtigen Auftrag. Jede schlägt auch in die Theologie hinein, und der Theologe tut gut daran, etwas davon zu wissen und sich belehren zu lassen, vor allem auch von Christen, von Gemeindegliedern, die in diesen Fächern zu Hause sind. Manchmal freilich wundere ich mich, wie leicht wir Pfarrer uns als Fachleute auf Gebieten gerieren, wo wir doch nur Dilettanten sein können. Zu vielen Anliegen wird heute das Wort der Kirche erbeten, und wir versuchen es, so gut wie möglich, zu sagen. Ob es sich freilich dann so auswirken muß, wie es vor kurzem in einem Sonntagsblatt anläßlich des Verkehrssonntages hieß: „Die Kirche identifiziert sich in konkreter Weise mit den ver-

kehrssichernden und verkehrsfördernden Maßnahmen der zuständigen Verkehrsverbände“? Womit wird sich diese Kirche dann am nächsten Sonntag identifizieren – die Braut Christi, die so leicht die Hure der Welt wird? Wir sollten uns immer wieder an das Wort erinnern, das C. F. von Weizsäcker einmal bei einer Universitätsrede an die Theologen gerichtet hat: „Eines möchte ich den Theologen unter Ihnen sagen, etwas, was Sie wissen und die anderen wissen sollten. Sie bewahren die einzige Wahrheit, die tiefer reicht als die Wahrheit der Wissenschaft, auf der das Atomzeitalter ruht. Sie bewahren ein Wissen vom Wesen des Menschen, das tiefer wurzelt als die Rationalität der Neuzeit. Der Augenblick kommt immer wieder unweigerlich, in dem man, wenn das Planen scheitert, nach dieser Wahrheit fragt und fragen wird.“

Die Frage an die spezifisch Theologie Treibenden wie an die mit dem Amt der Kirche Beauftragten ist dabei laut genug. Es leistet ja doch gerade auch der, der sich seines geistlichen Auftrags nicht schämt, einen verborgenen, aber grundlegenden Beitrag zur theologischen Auseinandersetzung heute. Nicht nur leben die Pfarrer dankbar von der Arbeit der theologischen Forschung, sondern mindestens ebenso stark lebt die theologische Forschung von dem, was in der Kirche geschieht: Von der Kirche hat sie die Bibel, die sie durchforscht, das Dogma, mit dem sie sich auseinandersetzt, die Kirchengeschichte, die sie kritisch befragt. Was von der Kanzel verkündigt wird, das hat seine Wirkung auch in die theologische Forschung hinein. Und theologische Wirkung hat ja doch wohl auch das Ablegen und Hören einer Beichte – falls es unter uns geschieht, und der Konfirmandenunterricht und der Besuch am Krankenbett – wenn er geschieht! Mit ihrer täglichen Amtsführung tragen die Pfarrer Verantwortung bis in alles theologische Lehren und Lernen hinein. Auch Theologiestudenten, wenn sie sich orientieren wollen, suchen heimlich einen Pfarrer, der seinem Auftrag folgt.

Erschienen in „Lutherische Monatshefte“ Heft 6/68. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Verlag und Verfasser

Durch Geduld und Trost der Schrift haben wir Hoffnung. Denn wo das Evangelium nicht ist, da ist weder Hoffnung, Trost, Friede, Freude, Glaube, Liebe, Christus, Gott noch etwas Gutes. MARTIN LUTHER